



Der Gefangene.

Kamen Russen zu uns in den Schacht,
Sollten da unten, in ewiger Nacht,
mit uns schaffen, Steine klaben,
Wagen schieben und Bergholz rauben,
Stroffen wässern, Pferde führen,
als Pförtner stehn an den Wittertüren,
die Geheißelsten auch eine Keilhan haben,
um mit zu schürfen und mit zu graben,
Waren die Kerle doch alle so dumm,
irren und schwirren und stampfen herum,
Sahen am liebsten im Winkel versteckt,
wo die Fäule haust, wo die Mäuse knistern,
wo die warmen Geheile dumpf grollen und zittern,
beim Broten im Bergamt und kauen stumm,
mit ihren Mänteln zugebedt,
Klagten und sagten: Wonna kaputt!
German dobra und German gutt. —
Anfangs, da wollt' mich der Jörn oft fassen,
glaubte, ich müßte die Kerle hassen,
die so manches auf dem Gewissen,
die meines Bruders Herze zerfissen,
die, das verfluchte Gewehr in der Hand,
bedroht unser herrliches Vaterland.

Bekam auch einen zu mir vor Ort,
Ein Jungbauer war's, aus Aurland da oben,
Deutschtum spukte in ihm verwoben,
sprach ab und zu ein bekanntes Wort,
Mochte ihn nach und nach sogar leiden,
denn er war fleißig und fromm und bescheiden,
Einmal, da glaubte er sich allein,
Ich sah hintern Stöße und kontrollierte
die schlagenden Wetter. Da stand er und Merte
mit den blauen Augen ins Licht hinein;
lange, lange, es suchte sein Mund,
Und leise flog ihm aus Herzensgrund
ein Lied, eine Weise, so fremd, so schön,
Ich meinte, ich hörte die Winde singen,
die über uns hoch ihre Flügel schwingen,
mit der Sehnsucht ziehn über Täler und Höhen,
Und als er schwieg, verloren in Sinnen,
noch immer starrend ins zitternde Licht,
da sah ich durch sein beruhtes Gesicht
zwei Tränen langsam niederrinnen.

Und gleich, im Geiste, in Schmach und Banden,
in Sibirien sah ich die deutschen Brüder,
hörte vor Helmwäch gefungene Lieder,
und spürte ihr Gräßen aus endlosen Landen,
Da ward mir klar, ich sag' es frei,
daß Sehnsucht, Treue und Heimatliebe
bei guten Menschen dieselbe sei;
und daß des Herzens schönste Triebe,
die aus uns kommen, Zeichen sind,
daß wir alle einer heiligen Erde Kind,
geschaffen zur Eintracht und zum Frieden,
daß uns allen ein Himmel auf Erden beschieden.

Otto Wohlgemuth.

Das theresianische Oesterreich.

Von Franz Diederich.

Als der Weltkrieg begann, schossen die Erobererwünsche ins Kraut. Stärker aber als sie ist im Verlaufe der ungeheuren Auseinandersetzung von Blut und Eisen der Erneuerungswille geworden, der auf die innere Art und Kraft der Staaten schaut. Die Probleme, deren Lösung der Krieg unterbrach, sind aus Erschütterungen aufs neue hervorgezogen und zeigen sich in verstärkter, drängender Mächtigkeit. Die Stunde bricht an, wo die Zukunft neue, befreiende Stufen und Schwelmen hergeben muß und wo der reiche Vorrat an Wust und Unrat, den die Staaten schleppen, unter den Befehl gelangen wird. Verschollene Epochen werden in der Stimmung dieser Zeiten wach, Epochen, in denen die staatliche Entwicklung in Stillstand geriet, den wir nun zu lösen haben, Epochen aber auch, in denen die Bewegung anhub, die für Folgezeiten Erhebliches wirkte. Das kann dem Gedanken an die Oesterreicherin Maria Theresia, das deren 200. Geburtstag am 13. Mai anregt, in gewissem Umfange eine gegenwärtige Wichtigkeit geben. Denn von dem Donaufstaat läßt sich sagen, daß er recht sehr ein Land der durch Jahrhunderte hin belastenden, aber immer noch ungelösten Fragen ist. Nicht wenige von den Schwierigkeiten, auf die reformatorische Wille zur Zeit jener Herrscherin stieß, machen sich im Werden des österreichischen Staates noch heute lästig geltend. Aber was einst durch die Gewalt äußerer Umstände aus sehr verschiedenen, ungleichen Volksbestandteilen politisch und staatlich zusammengeführt wurde, ohne doch zu einer vollkommenen inneren Verbindung zu gelangen, das kommt nun endlich, gestützt von wirtschaftlichen Möglichkeiten, die früher noch fehlten, und gefördert durch die Gefahr schwerer Kriegstürme, unter das Geßel der Forderung, die einzelstaatlichen Elemente als innerlich zusammengehörenden Wirtschaftskörper überstaatlich zur Einheit zu verschmelzen. Das liegt weit über den Zielen, die sich die österreichische Staatskunst der Regentzeit Maria Theresias (1740—1780) stellte, aber

was damals staatsreformatorisch in den Ländern, die das habsburgischezepter anerkannten, geschah, stellt sich, an dem heutigen Ziel des Nationalitätenstaates gemessen, doch als ein bedeutsam vorwärts führender Akt modernstaatlicher Entwicklung dar.

Der erste Schritt zum Absolutismus.

Maria Theresias Epoche ist heute nicht mehr unmittelbar nah. Für die reichsdeutschen Lande ist sie ganz in den pudergrauen Dämmer vorrevolutionärer Zeiten entwichen, und das Oesterreich der Gegenwart sieht im Zurückschauen zunächst den geschichtlichen Gipfel der achtundvierziger Hoffnungen, Errungenschaften, Enttäuschungen und Lehren. Aber wer die Aufgaben, die diese erschütternde Zeit in Oesterreich in Angriff nahm, an der Quelle studiert, dem drängen sich auch die Jahrzehnte der Maria Theresia auf, in denen die kräftiger bewegte Reformära Josephs II., des Sohnes und Mitregenten dieser Kaiserin, ansetzt. Das Jahr 1848 bewies, daß das absolutistische Regiment bis zur Unfähigkeit an Haupt und Gliedern erledigt war; die Versuche aber, ein System der absoluten Monarchie in Oesterreich aufzurichten, fallen in die Zeit jener Herrscher des 18. Jahrhunderts. Was diese anstrebten, darf nicht schlechtweg verwerflicht werden mit dem, was den Sturm von 1848 gegen sich auführte. Der Kern ihrer Arbeit bedeutet den Anfang des modernen Staates, der über den alten mittelalterlichen Lehnsstaat hinauswollte. Die Arbeit war aber der gewaltigen feudalen Gegenmacht nicht Herr geworden, hatte ihre wirtschaftlichen Grundlagen und die daraus entpringenden Vorrechte nicht erschüttert. Die Gutsherrschaft, der Robot der Bauern trotzte zäh und verstand nicht. Wenn die Monarchie eine zentralistische Verwaltung anstrebte, so zeigte sich in der Folge, daß dem Grundadel keineswegs die Möglichkeit genommen war, bestimmende Klasse zu bleiben. Er paßte sich der geschaffenen bürokratischen Organisation an, brachte sie unter seinen Einfluß, besetzte ihre Ämter. Für eine grundstürzende Aenderung hätte es der neuen wirtschaftlichen Macht bedurft, die der bürgerlichen Klasse geschichtlich beschieden war. Doch dieser fehlten noch die Bedingungen zu schnellem, kräftigem Gedeihen. Das Gewerbe blieb Kleinbetrieb, es mangelte an Kapital, an Kapital. Die alte zünftlerische Organisation wurde wohl mit Ausnahmestimmungen behängt, aber nicht gebrochen und beseitigt. Das wirtschaftliche Schicksal Mitteleuropas, seit der Ära der großen Umwälzungen der Handelswege und Neulandsentdeckungen in Stagnation, Stillstand und nachschleppendes Aufkommen geworfen zu sein, lastete schwer auf Oesterreich. Die Reformen des 18. Jahrhunderts blieben äußerlich, verzerrten sich, wurden rückwärts revidiert; was sich daraus ergab, wirkte schließlich darauf hin, daß der Staat, innerlich erstarrt und verwirrt, zäh in die Säkular von 1848 gerissen wurde. Dieser endlich gelang der Feudalvormacht gegenüber, was dem Willen des tüchtigen Joseph II. und mehr noch seiner Mutter verjagt geblieben war. Was unter Maria Theresia für den neuen Staatsbau erreicht war, gleich nur, wie der Geschichtsforscher Adam Wolf sagt, einem modernisierten Feudalstoffs: ein neues Stadtwort war aufgesetzt, neue Flügel waren angebaut, aber alles ruhte auf dem alten Grundbau.

Keineswegs gingen die Staatsmänner jener Zeit, die Haugwitz und Kaunitz und andere, darauf aus, diesen Staatsgrundbau zu ändern. Sie waren keine Sozialreformatoren, in deren Vorgehen sich ein von Erfahrung gereiftes System offenbarte. Nicht von wirtschaftlichen Bedürfnissen der breiten Schichten der Staatsbevölkerung wurden sie getrieben, sondern von der Sorge um den politischen Zusammenhalt der österreichischen Staatssteile. Wenn das Gebiet, das sich, von der Donau verbunden, zwischen Alpen, Sudeten und Karpathen erstreckt, auch geographisch als eine Einheit erscheint, so war es doch dem Volksaufbau nach vielfach geteilt und in Gegensatz gebracht; gleichwohl wies der politische Faktor, sich gegen übermächtigen feindlichen Andrang zu wehren, immer wieder auf gemeinsames Handeln an. Aus dieser, zumal von Südosten her durch die Türkenflut gestellten Aufgabe, die den österreichischen Landen eine Aufgabe des gesamten Deutschen Reiches übertrug, erhielt die Hausmachtspolitik der Habsburger ihren geschichtlichen Sinn. Da diese Aufgabe, als das Reich wirtschaftlich und politisch zurückging, blieb und sich sogar steigerte, wurden die Donauländer zu dem gesonderten Reichsgebilde, das sich als Ganzes hielt und sich schließlich im 19. Jahrhundert vom Deutschen Reich abspaltete. Die Zeit Maria Theresias hat gerade die größte Gefahr bedeutet, daß der Donaufstaat, der große feste Kern des Reichsgebiets, dem Böhmen, Ungarn, Tirol angegliedert war, zerfiel oder vielmehr zertrümmert wurde.

Daß der Vater dieser Frau, Karl VI., der letzte Habsburger, ohne männlichen Erben blieb, hatte sich zwar nach unmöglichen kabinettpolitischen Mühen und schweren politischen Handelsoptionen durch die Pragmatische Sanction, die das Recht der weiblichen Nachfolge in den habsburgischen Herrschaftsrechten sicherte, in den österreichischen Landen ausgleichen lassen. Ueber diese hinaus blieb jedoch die Frage der Anerkennung ein Mittel, sich in die österreichischen und damit immer in die deutschen Angelegenheiten einzumischen. Die Thronbesteigung Maria Theresias wurde gleichsam das Signal zu Kriegen, die sich über zwei Jahrzehnte hinwegzogen. Frankreich, das seit hundert Jahren die Zerstückung Deutschlands mit fettem eigenen Landgewinn betrieb, unterstülzte Ansprüche der bayerischen Kurfürsten auf die habsburgische Erbfolge und ließ ein Heer marschieren, das sich in Böhmen festsetzte. Acht Jahre dauerte dieser Erbfolgekrieg

(1740—1748), und zwei Kriege mit Preußen, die beiden ersten schlesischen, verquickten sich mit dem schweren Ereignis. Der Gegensatz zu Preußen, das durch den geographisch begründeten Wunsch nach dem Besitz des schlesischen Obergerlandes zunächst zum Anschluß an Frankreich gelangte, trieb Oesterreich auf Englands Seite; später aber fand Preußen Englands Bündnis und Oesterreich machte gemeinsame Sache mit Frankreich. So zeigen sich die Kriege, die seit 1740 um Schlessien geführt wurden, als ein Teil des Kampfes, der eben damals zwischen Frankreich und England begann: des weltpolitischen Kampfes, der zunächst die atlantischen Küstenländer Nordamerikas betraf und der schließlich — ein Vierteljahrhundert nach Maria Theresias Tode — mit der Vorherrschaft Englands auf den Meeren der Welt endete. Die beiden wirtschaftlich fortgeschrittenen, innerlich geschlossenen Staaten trugen also ihren Machtkampf zum Teil auf dem Boden des wirtschaftlich zurückgebliebenen, in staatlichen Neubildungen auseinanderweichenden Deutschen Reiches aus. Dieser bedrohlichen Lage aber entzogen die Antriebe der Reformen, die unter Maria Theresia für Oesterreich begannen.

Sie wurzelten nicht, wie in den Besitzstaaten Frankreich und England, in dem Erstarken der neuen bürgerlichen Wirtschaftlichkeit; denn diese fehlte in dem noch feudalistischen Donaufstaat; sie gingen vielmehr aus von der Notlage der Landesverteidigung und also von der Sorge um Heer und Finanzen, die sich beide in zurückgebliebenem, stärkeren Anspannungen nicht gewachsenen Zustande befanden. Ein Land, in dem die Interessen der Bevölkerung noch örtlich begrenzt und dessen Einrichtungen außerdem gebietsweise gespalten und ungleich entwickelt sind, ein solches Land trotzdem zentralistisch zu vereinheitlichen, war eine ungeheure Aufgabe, und die Schwierigkeiten zeigten sich denn auch im Verlauf und Ergebnis der Lösung drastisch ab.

Die Hemmgewalt der Stände.

Der Absolutismus, dem unter Maria Theresia Bahn geschaffen wurde, mußte also gegen die noch ungedrochene Autorität der Stände durchgesetzt werden. Daß man den Weg einschlug, dies Ziel unter Schonung der zu Bekämpfenden zu erstreben, entsprach nur dem Stande der ökonomischen Kultur Oesterreichs. In diesem Gebiet nißte die alte feudalistische Macht von Kirche und Grundadel, die in den blutigen Zeiten der Gegenreformation ihre wirtschaftliche Sache und politische Vorherrschaft gesichert hatte. Das habsburgisch regierte Spanien war führende Vormacht dieser Bewegung gewesen, und in Wien hatte der spanische Geist, durch enge höfische Beziehungen lebendig erhalten und getragen von der Organisation der Jesuiten, bis in Maria Theresias Zeit einen Hauptstützpunkt. Die Reaktion des mittelalterlich-feudalen gegen das neuzeitlich-bürgerliche Europa drückte sich in diesem Geiste aus, und mancher Zug in Maria Theresias Haltung weist auf die Macht hin, die er in Oesterreich noch besaß.

Der Not ihrer Staaten sich fügend, konnte Maria Theresia der Reformarbeit ihres Ministers Haugwitz, die den großen Adel traf, nicht im Wege sein. Ihr persönlicher Anteil daran bestand in dem willigen Gewährenlassen trotz der ständischen Gegenwehr. Sie wäre trotz alles Eifers, sich ein Urteil über den zu behandelnden Stoff zu verschaffen, einem autokratischen Eingreifen auch nicht gewachsen gewesen, ganz abgesehen davon, daß ihr, die sechzehnmal Mutterchaft erfuh, gerade in den Jahren des aus Zeiten ihres Vaters ererbten schlimmsten Wirrsals des Staates die physische Möglichkeit zu solchen Leistungen fehlen mußte. Aber da die Macht der Stände — das war eben der Adel — ein vorsichtig-rücksichtvolles Vorgehen der Regierung bedingte, fand die frauliche, menschlich zugängliche, lebensfrohe, gewinnende Art der Fürstin die Aufgabe, die ihr lag. Ihr Wort und Tun verstand sich auf das Wildern und Ueberbrücken, das von Person zu Person wirkte; ihre Neigung, festlich und kostspielig Hof zu halten, half alte Verbindung mit dem Adel sichern; ihre Abneigung gegen die Auflockerung der Sitten, die mit dem eindringenden französischen Einfluß die adlige Lebensweise wandelte und von der Fürstin durch „Reichlichkeitskommissionen“ jähmpit wurde, entsprach bürgerlichen Stimmungen. Ihr Gesinnung lag im Staatsinteresse; sie hatte dafür Verständnis, daß sich danach und brauchte nicht viel zu künsteln, um das Staatsnützliche zu treffen. Als es darauf ankam, in Bayern Sympathie für Habsburg zu erobern, zog sie — so wurde es wenigstens im Wilde dargestellt — in Gegenwart ihrer entsetzten Hofleute ein paar bayerische Lederkurzhosen über die Beine. Es ist kein Zufall, daß der Absolutismus, der in die alteingelebte Ordnung der breiten Bevölkerung viele neue und unbequeme Pflichten einzuführen unternahm, angestrengt bemüht war, Popularität für die Träger der Krone zu gewinnen. Auch um Maria Theresia ist mit eifrig nachhelfender Hand die Legende der Volkstümlichkeit gesponnen worden, und ihre Art machte dies Gelpinst leicht.

Schrittweise wurde in Oesterreich das Ziel gesucht, den ständischen Körperchaften den Anteil an Gesetzgebung und Verwaltung zu nehmen, und das geschah, ohne die alte Ständeversammlung aufzuheben. An die Stelle der Stände trat das Beamtentum; die Steuerfreiheit des Adels wurde aufgehoben, ein neues Steuersystem, das nicht mehr auf das Bewilligungsrecht der Stände angewiesen war, wurde geschaffen, die Bewilligung der Truppen den Ständen genommen und so unter Zentralisierung der Verwaltung, für die das preussische Muster vorbildlich wurde, die finanzielle Grundlage für ein neues Heerwesen hergestellt. Das Provinzialinteresse wurde hinter das Staats-

Interesse zurückgedrängt. Auch den Städten gingen nach und nach durch Verwaltungsveränderungen alte Rechte verloren: Gerichtsbarkeit, Polizei, Volksschulwesen, Rekrutierung, ökonomische Verwaltung — alles wechselte an staatliche Beamte über. Aber auch hier kam es nur zu einer Erschütterung der alten Verfassung; eine Auflösung wurde nicht gewagt. Das bei alledem keine sozialen Ziele verfolgt wurden, zeigte sich besonders bei der Behandlung der Frage des Verhältnisses der Bauern zur Grundobrigkeit. Maria Theresia hielt die Hand schützend über Gutsuntertänigkeit und Robot; sie sah den Roboter als ein wohlbegründetes Recht und als Eigentum der Grundherren. Als jedoch 1769 die Steuerfreiheit des Adels aufgehoben und zwischen Bauern und Grundadel das Kreisamt mit dem Recht der Aufsicht über das Untertanenwesen und der ersten Entscheidung bei Beschwerden eingeschoben war, ließ sie, dem Willen ihrer Minister gehorchend, Ansichten über den Schutz der Bauern hören, die besser mit Staatsvernunft und Zivilisation in Einklang standen. Nicht länger mehr konnte der Staat sich gegen die Wirkungen seiner Reformen sperren; da der Bauer Steuer zahlen und Rekruten geben sollte, mußte seine Arbeitskraft für die Selbstverfügung freigemacht und in stand gesetzt werden, sich ausreichend zu ernähren. Aber erst unter Joseph II. kam es 1781 zur Aufhebung der Leibeigenschaft, und auch die wieder blieb noch auf Jahrzehnte hinaus nur papiernen Bestimmung. Gutsuntertänigkeit und Robot haben für den Sturz von 1848 mitgeholfen.

Wie der Regierung durch rücksichtslosen Eingriff in diese Guts herrnrechte, durch eine durchgreifende Pflege der bäuerlichen Interessen der Adel entfremdet worden wäre, so hätte sie dadurch auch den Klerus getroffen, der als grundbesitzende Macht seit dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges gewaltig aufgestiegen war. Die Zeit, die Kirche unter staatliche Bevormundung zu nehmen, brach an, auch in Oesterreich. Das fand seinen besonderen Ausdruck im Vorgehen gegen den Jesuitenorden, das schon unter Maria Theresias Vater angefangen hatte. Gerade hier aber weigerte sich Maria Theresia, mit dem österreichischen Erbe zu brechen. Unter ihrem Regiment dauerte das Nachspiel der Gegenreformation, die Austreibung von Protestanten, noch bis 1771 fort. Die Aufhebung des Jesuitenordens durch den Papst 1773 räumte endlich an der Donau die schlimmsten Hemmnisse weg, allerdings auch in diesem Falle nicht auf immer. Wenn die josephinische Zeit die staatliche Oberaufsicht über die Kirche einführt und die Vereinfachung der Klöster in Angriff nahm, so blieb der kirchliche Einfluß am Wiener Hofe gleichwohl stark; die Möglichkeit, wieder eine Macht zu werden, war ihm nicht genommen. Was er unter Maria Theresia gewesen ist, kommt auch in der geistigen Gesamtkultur jener Epoche zum Ausdruck. Hier wird alles, was Schwung der Seele und moralische Kraft heißt, unterdrückt. Nichts als Schwelgerei und ein bloß der Sinnlichkeit gewidmetes Leben! So schrieb im letzten Regierungsjahr der Kaiserin ein Reisender über Wien, dem Grillparzer noch viel später, aber noch im Vormärz, den Namen „Capua der Geister“ geben konnte. Das eben war das Zeichen eines Zustandes, daß eine alte Gesellschaft hinfiel und eine neue noch nicht reif war, Ersatz zu entwickeln. Der Kern aller Staatsorgane war die Vermehrung der öffentlichen Einnahmen geworden; in dieser Aufgabe, die neben die Steuerreform die Papiergeldwirtschaft und die von Maria Theresia eifrig propagierte Erfindung des Lottos setzte, erschöpfte sich die Kraft der Regierenden, ohne doch je eine befriedigende und dauernde Lösung finden zu können. Dafür fehlten die sozialen Vorbedingungen, und obendrein verschlängten immer wieder Kriege die aufgeschwemmten klingenden Erträge. Die Gesamtkultur des Staates stieg nicht auf, aber die Bankschuld wuchs ungeheuerlich schnell.

Maria Theresia entging es nicht, daß der Stand der inneren Angelegenheiten Oesterreichs ein trauriger sei. Nach oben, sagt Adam Wolf, habe wenigstens der Staatsrat, die nengeschaffene oberste Instanz des Absolutismus, eine gewisse Ordnung und Einheit in die Geschäfte gebracht, nach unten aber sei der alte feudale Grundbau geblieben. Ein Staat, der gesund und wohlthätig aufsteigen soll, muß aber von unten herauf neu wachsen können. Daß dieses Wachstum sich nicht kümmerlich erzwingen läßt, hat mancher Herrscher der absolutistischen Zeit an den Fehlschlägen seiner Versuche, Industrien aufzuzüchten, erfahren. Unter Maria Theresias

Vater hatten sich im Anschluß an große, den Türken entriessene Landgewinne im Donaugebiet, ferner an Erwerbungen in Italien sowie an den Besitz der südlichen Niederlande Pläne entwickelt, Oesterreich in den großen Weltverkehr einzufügen. Sogar an seeftaatliche Macht wurde gedacht. Als Handelsporto nach dem Mittelmeer wurde Triest gepflegt; das längst schwach gewordene Venedig wehrte sich nicht. Aber der Erfolg blieb aus: was nützte dem Handel eine Erleichterung, wie Triest sie bot, wenn zugleich im Landesinneren sein Weg mit dem Übergewicht altfeingelebter Hölle behängt blieb! Den Profit von Triest hatten allenfalls griechische Kaufleute, aber das österreichische Gewerbe blieb klein und schwerfällig, ein Verfolger enger, naher Märkte. Sogar der Ackerbau stockte damals, Verkehr, Münze, Kredit waren von aller Einheit weit entfernt. Die staatliche Gemeinamkeit der Arbeit fehlte. Trennung und Verschiedenheit war die Regel. Die Staatsmänner Maria Theresias haben indes immerhin begonnen, in dieses Wirrsal einige festverbindende Bahnen zu legen.

Das thersianische Oesterreich stellt sich also keineswegs als Bild einer Blütezeit dar. Aber den Mühen, gegen die äußeren Bedrohungen zu bestehen, entsprangen innerpolitische Veränderungen, die den Ansat einer Auflösung des mittelalterlich eingestarrten Staatswesens bedeuten sollten. Der Ständestaat fing an, sich umzubilden in eine absolute Monarchie, diese Vorstufe des neuzeitlichen Verfassungsstaats, der einmal Grundelement überstaatlicher Wirtschaftsvereinigungen sein wird. Schwere Stillstand geriet in Bewegung, und das ist es, was damals die Fortgeschrittenen und Vorwärtswillenden in Deutschland anzog. Als Maria Theresia 1780 starb, widmete ihr Klopstock, der sein höherer Schmeichler war, eine Ode, in der sie „die Menschlichste“ genannt ist. Wie kann dieser Ehrenname gemeint sein, wo doch die Reform des Staatsrechts, die unter dieser Fürstin vorgenommen wurde, die Folter bestehen ließ? Der Dichter sah den Kern der Arbeit, die ihren Namen trägt. Er schätzte Maria Theresia um ihrer Tätigkeit willen, die er empfand im Gegensatz zu dem drückenden Stillstand des Vergangenen, aus dem man erlöste sein wollte zu neuer Bewegung. Aus seiner Ode und aus dem Urteil, das Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ fällt, ergibt sich aber auch, daß man ihr huldigte in der Hoffnung auf stärkere Taten ihres Sohnes, dessen Feuer und Energie seine Zeitgenossen hinriß.

Uns, den Nachfahren und Zeitgenossen von Revolutionen, die mit Riesenschritten stürzten und mit Hyklophenhänden bauten, uns kann freilich heute das Werk der thersianischen Zeit, als Ganzes an der Gesamtaufgabe gemessen, gering und unzulänglich erscheinen, aber jene Menschen des 18. Jahrhunderts standen noch vor der Schwelle, priesen als Heil schon den Entschluß zur Tat und schätzten das einzelne, was geschah, nach ihrer Hoffnung auf Weiteres und Größeres. Wir müssen's ihnen lassen: der Lebende hat recht.

Wie das Flugzeug entsteht.

Von Richard Boldi.

Eine Flugzeugfabrik bietet eigentlich für einen Besucher, der mit Eindringen in industrielle Wunderwerke etwas verbunden ist, keine Sensation. Nicht eine machtvolle Kraftkonzentration oder eine kunstvoll aufgebaute Maschinenwirtschaft treten uns hier entgegen, sondern das Flugzeug wird vorwiegend im handwerklichen Großbetriebe hergestellt, der bei gutem Geschäftsgang bis 1500 Arbeiter beschäftigen kann.

Die Flugzeugfabrik hat also einen handwerklichen Einschlag. Es ist Qualitätsarbeit, weil besonders am Rumpf und an den Tragflächen jedes Einzelteil seine bestimmte Leistungsfähigkeit besitzen muß. Die Fabrikationsmaschine hilft wohl bei dieser Arbeit, aber es kommt noch viel auf die Schulung und Zuverlässigkeit des Mannes an, der das Einzelstück anfertigt. Denn in das fertige Flugzeug sollen sich Menschen hineinsetzen, und Menschenleben stehen darin auf dem Spiel.

Dementsprechend ist auch die Betriebsorganisation. Im allgemeinen gliedert sich die Flugzeugfabrik in zwei Abteilungen, in die Tischlerei und Schlosserei. Jeder dieser beiden Abteilungen steht ein Meister vor. In größeren Betrieben führt die Aufsicht je ein Obermeister. Innerhalb der Tischlerei und Schlosserei gliedert sich der Betrieb wieder in entsprechende Einzelabteilungen unter Führung je eines Meisters oder Vorarbeiters. Der

Joch dieser Gliederung ist nur aus der Art der Arbeit zu verstehen: der einzelne Mann braucht Anleitung und Aufsicht. Deshalb haben Vorarbeiter, Meister und Obermeister, die im handwerklichen Sinne die Arbeitsmethoden beherrschen, nach einem sorgfältig durchdachten Arbeitsplan die Herstellung zu überwachen. In einer genau vorgeschriebenen Aufeinanderfolge gehen die Einzelteile durch alle Stadien der Fabrikation.

Zuerst fängt die Maschinenvorbereitung an. Der Rumpf entsteht, die Holzteile werden zugeschnitten. An Holzbearbeitungsmaschinen französisch und reichlich die Sägen der Fräher, scharfe Streben und Rippen, dünne Holzplatten liefern das Rohmaterial für den Bau des Rumpfs.

Das ist die zweite Gruppe, die sich den Rumpf, das Boot zusammensetzt. Aus Holzstreben, mit Stahlstrahlen und Spannschlossern zusammengefasst, mit dünnen Holzplatten beschlagen, wächst wie ein Walfisch der Außenkörper heran. Im gleichen Schritt damit arbeiten die Rippenmacher, die Flügelbauer. Ihre Aufgabe besteht darin, die Tragfläche, die Flügel herzustellen. Wie leicht das gebaut wird, wird alles aus Holz, aber bei näherer Betrachtung zeigt sich, wie auch hier die Leichtigkeit mit der Festigkeit vereinbart wird, überall Stahlbeschläge, Stahlverschraubungen, Fleischverleimungen und wo irgend zugänglich, kommt Aluminium zur Anwendung: für den Flugzeugbauer das ideale Metall, das metallische Festigkeit mit geringerem Eigengewicht verbindet.

Die Vorbereiter gehen den Rumpf an die Schlosser, Abteilung ab. Das Arbeitsleben in der Tischlerei war ruhig und still, in den Abteilungen der Schlosserei ist es ein Hämmern und Bohren, Feilen und Schmiden. Hier ist ausschließlich Metall das Bearbeitungsmaterial. Der Rumpf wird auf das Fahrgestell gesetzt, einem zweirädrigen Wagen mit Autorädern in federnder Lagerung. Die Räder werden in den Maschinenraum, die Abteilungen, in welche der Motor gesetzt wird, mit Aluminiumbohlen, Seitenwänden und Haube ab. Für die Befestigung der Flügel und Steuerflächen stellen die Schlosser die Beschläge her. Bei der Gelegenheit lernen wir auch das autogene Schweißverfahren kennen und zugleich ein interessantes Kapitel der industriellen Frauenarbeit.

Autogen-schweißen heißt, zwei Stahlstücke so zu verbinden, daß sie nachher als ein Stück betrachtet werden können. In seinem Arbeitsstich sitzt der Schweißer und hat eine Pistole in der Hand, ein Doppelrohr, aus dessen vorderem gemeinsamen Rohrstrahl eine Stichflamme mit scharfer Spitze herausströmt. Durch Schlauchverbindung ist diese Pistole nach rückwärts mit einer Flasche komprimierter Kohlendioxid und mit einem Behälter verbunden, in dem Carbid einer chemischen Zersetzung unterliegt. Dadurch werden die für das Schweißen notwendigen Zusatzstoffe zum Sauerstoff erzeugt. Diese Gasverbindung läßt an dem Ausfluß der Pistole die Stichflamme entstehen, die einen eminent hohen Hitzegrad erreicht. Vorsichtig und geschickt lenkt nun der Schweißer diese Flamme über die Naht hinweg, die zwei gut aufeinandergepaßte Arbeitsstücke verbinden soll. Die Stellen werden hellrot glühend und ein aufgelegtes Lötstück schmilzt und verbindet die beiden Arbeitsstücke so, daß die Metallteile an der Naht vollständig ineinanderfließen.

Für die Flugzeugfabrikation ist die Autogenschweißung ein wichtiges Arbeitsverfahren geworden, denn die Möglichkeit wurde gegeben, Naht und Rohstelle der verschiedenartigsten Form ohne komplizierte Stanz- und Siegelwerkzeuge durch sie zusammen zu fügen.

Auch hier hat man mit der Frauenarbeit erfolgreiche Versuche durchgeführt. Zunächst sollte natürlich die Frau als Konkurrenz des Mannes an den Arbeitsplatz herantreten. Dann aber zeigte sich auch, daß die Frauen für diese Arbeit eine gewisse Geschicklichkeit mitbrachten. Es kommt nämlich darauf an, die Wirkung der Stichflamme nur bis zu einem bestimmten Hitzegrad abzuweisen. Die Metallteile der beiden Rohstellen müssen glühen und schmelzen, sie dürfen nicht zu weißglühend werden, so daß die Partien „verschmoren“. Ich habe Schweißereinen kennen gelernt, die mit leichter Hand die Pistole zu dirigieren wußten und durch ihre Aufmerksamkeit ziemlich zuverlässig die richtige Schmelzperiode abspalten konnten. Wie man überhaupt auch auf diesem Gebiet die Frauenarbeit schärfen lernt, in dem Sinne verstanden, daß Frauen eine Ausdauer, Geduld, Zuverlässigkeit, Pflichtgefühl für mancherlei Funktionen der praktischen Industriearbeit mitbringen, durch die sie dem Manne eine gefährliche Arbeitskonkurrentin werden. Infolge der gewaltig hinaufgetriebenen Frauenarbeit in der Rüstungsindustrie wird das nach dem Kriege noch ein Thema für sich werden.

Das Getränk meines Bruders Elias.

Von Schalom-Aleichem.

I.
— Für einen Rubel hundert Rubel! —
— Hundert Rubel und mehr kann jeder monatlich verdienen, der den Inhalt meines Buches kennen lernt. Preis des Buches ein Rubel franko. Bezieht Euch! Bestellt! Verpaßt den Augenblick nicht, er kommt nie wieder! —

Diese Anzeige hat mein Bruder Elias in einer jüdischen Zeitung gelesen, nachdem er infolge des Bankrotts seines Schwiegervaters zu uns übergesiedelt ist und sich „selbstständig“ gemacht hatte. Elias hatte sofort einen Rubel — einen letzten Rubel — an die angegebene Adresse geschickt und erklärte meiner Mutter:

— Gott sei Dank, nun sind wir gerettet! Nun sind wir vollständig gesichert! — Und er zeigte nach seinem Halbe, um das Maß der Sicherheit zu bezeichnen.

— Was heißt das? — fragt meine Mutter. — Hast du etwa eine Stelle gefunden?

— Besser als eine Stelle! — antwortete Elias, und seine Augen glänzten vor Freude. — Man muß nur ein paar Tage warten, bis das Buch kommt. —

— Welches Buch? —

— Ein wunderbares Buch! — erwidert Elias. Er fragt Mama, ob sie mit hundert Rubel im Monat zufrieden sein würde. Mama lacht und sagt, sie wäre mit hundert Rubel im Jahr zufrieden.

— Du bist viel zu anspruchslos! — erklärt Elias.

Er geht jetzt täglich auf die Post, um sich nach dem Eintreffen des Buches zu erkundigen. Es ist schon mehr als eine Woche her, seit er das Geld geschickt hat, und das Buch ist noch immer nicht angekommen. Mittlerweile haben wir nichts zum Leben. Und die „eigene Seele spuckt man nicht aus“, sagt oft Mama.

II.

Endlich! Das Buch ist eingetroffen. Man packt es aus, und mein Bruder Elias vertieft sich in sein Studium. Was da nicht alles drin steht! Wieviel Mittel, Geld zu verdienen, wieviel Rezepte!

Ein Rezept — hundert Rubel monatlicher Verdienst — zur Fabrikation von besserer Tinte; ein zweites Rezept —

hundert Rubel monatlich — zur Fabrikation von Biskite; ein anderes Rezept — hundert Rubel monatlich — die Herstellung eines Mittels zur Vertilgung von Ratten, Mäusen und Schwaben; ein weiteres Rezept — hundert Rubel und mehr monatlich — die Herstellung von Likören, süßen Schnäpsen, Limonade, Sodawasser, Kwach und so weiter.

Mein Bruder Elias hat dem zuletzt genannten Rezept den Vorzug gegeben: es gibt die Möglichkeit, mehr als hundert Rubel im Monat zu verdienen und außerdem braucht man sich nicht mit Tinte oder Biskite zu beschmutzen, oder sich mit Mäusen, Ratten und ähnlichen widerlichen Geister abzugeben.

Es bleibt noch übrig, das Getränk zu wählen. Zur Fabrikation von Likören und süßen Schnäpsen gehören Rothschilds Reichtümer, zur Herstellung von Sodawasser hat man eine Maschine nötig, einen Stein — also wiederum Geld, es bleibt also nichts anderes übrig als der Kwach. Der Kwach ist ein billiges Getränk, und es wird sehr viel davon verkauft, besonders bei so 'ner Hitze wie in diesem Sommer. Voruch, der Kwachfabrikant, ist reich geworden. Er stellt zwar „Flaschenkwach“ her, der sich eines großen Ruhmes erfreut, er „schleicht“ nämlich. Wie so dieser Kwach schließt, weiß ich nicht. Die einen sagen, Voruch lege Rosinen hinein, andere wieder, er benutze Hopfen. Wie es Sommer wird, hat Voruch den ganzen Tag die Hände voll zu tun, kaum findet er Zeit, das verdiente Geld abzuzählen.

Unser Kwach ist kein Flaschenkwach. Er schließt auch nicht. Wie mein Bruder ihn herstellt, weiß ich nicht, während der Fabrikation verschließt er sich in Ramas Zimmer; weder ich, noch Mama, noch Brocha, Elias' Frau, dürfen hineinblicken; wir hören nur, wie er Wasser gießt. Ich weiß trotzdem, woraus Elias' Kwach besteht. Wenn Ihr mir versprecht, das Geheimnis zu wahren, will ich es Euch verraten. Zur Herstellung von Kwach gehören: erstens Zitronenschalen, dann Honigstein, ferner eine Substanz, die den Namen „Kremortar“ trägt und viel saurer als Essig ist, und schließlich Wasser. Wasser am meisten und hauptsächlichsten. Je mehr Wasser, desto mehr Kwach. Das alles wird mit einem Stoß tüchtig gerührt — und der Kwach ist fertig. Es bleibt nur noch übrig, ihn in eine Kanne zu gießen und ein Stückchen Eis hinein zu tun. Ohne Eis laugt das ganze Getränk nicht.

III.

Als das erste Maß Kwach fertig war, wurde beschlossen, daß ich ihn verkaufen soll. Wer denn sonst? Für meinen Bruder paßt sich das nicht, er ist immerhin ein erwachsener, ja verheirateter Mann, der Mutter hätten wir ohnehin nicht erlaubt, mit der Kanne auf den Straßen herumzugehen und anzurufen: „He, Juden Kwach!“ Deshalb mußte ich schon gewährt werden. Ich hatte auch gar nichts dagegen.

Elias erklärte mir meine neue Arbeit. In der einen Hand soll ich die Kanne an einem Bindfaden, in der anderen das Glas halten, und zur Herbeiführung der Kunden soll ich singend rufen:

Juden, hier habt Ihr den feinsten Kwach,
Eine Kopete nur jedes Glas.
Süß und erfrischend ist mein Kwach,
Eine Kopete kostet 's Glas!

Mein Stimmchen ist klugvoll, ein reiner Sopran. Ich gehe und singe, die Verse oft verwechselt. Ich weiß nicht, ob mein Gesang oder der Kwach so gut ist — die erste Kanne war bald verkauft. Ich brachte fünfundsiebzig Kopeten nach Hause, das Geld gab ich meiner Mutter und bekam eine zweite, volle Kanne. Elias rechnete schnell aus, daß wenn ich täglich zehn bis zwölf Kunden mache, das Geschäft einen Gewinn von hundert Rubeln monatlich abwerfen wird, die Sabbate nicht gerechnet. Das ist leicht begreiflich, das Getränk kostet fast nichts, die Hauptausgabe ist das Eis. Daher muß man den Kwach so schnell als möglich verkaufen, damit das Eis der einen Kanne auch für die zweite benutzt werden kann. Man muß sich also beeilen, und ich singe auch schon laufend.

Wir nach läuft ein Haufen Jungen und neden mich, ich mache mir aber nichts aus ihnen und gebe mir nur Milch, meinen Kwach schneller zu verkaufen.

Ich erinnere mich nicht mehr, wieviel ich am ersten Tage verdient habe, ich weiß nur, daß mich alle, Elias und Brocha und Mama sehr lobten. Zu Abendbrot bekam ich aus diesem Anlaß ein Stück Melone, ein paar Pflaumen und Kwach soviel ich wollte. Mama ordnet zur Nacht meine Bettstelle auf dem Fußboden und fragt mich, ob mir die Füße weh tun. Elias lacht aber und sagt, daß ich von jener Rasse sei, an welcher keine Krankheit hängen bleibe.

Freilich kann man nun nicht behaupten, daß das Aulogen-Schweißen für die Frau ein gesunder Beruf ist. Den ganzen Tag muß sie, eine unförmige Schutzhülle auf den Augen, mit gespannter Aufmerksamkeit am Arbeitsort sitzen und die ungesunden Dämpfe des chemischen Schweißvorganges einatmen.

In dem langgestreckten Saale der Montage innerhalb der Schloßerei stehen reihenweise Flugzeugrumpfe in den verschiedenen Arbeitsstadien aufgebaut. Die Tapezierer umgeben den Rumpf mit Leinwandstoff, der durch eine Streichmaschine witterbeständig imprägniert wird. Im Schwanze werden die Höhensteuer und Seitensteuer angebracht. Aus dünnem Rohr fertigen die Schloßer zuerst die Gerippe an, und dann werden auch diese Flächen mit Leinwandstoff straff bezogen. Die Höhen- und Seitensteuer entstehen nach der gleichen Fabrikationsmethode zu kleinen Segelflächen, die nachher für die Auf- und Seitwärtsbewegung des Flugzeuges hinten am Schwanzende die Luft abzufangen haben.

Eine besondere Arbeitergruppe baut den Motor ein und stattet die Kabine des Führers und Beobachters mit den Apparaten aus.

Von der Motorenfabrik ist der Motor geliefert worden. In den seltensten Fällen fabriziert eine Flugzeugfabrik ihren Motor selbst. Auch bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft entsteht der Motor in einer ganz anderen Abteilung, in einem getrennten Werk; denn hier handelt es sich um Spezialfabrikationen und eine Spezialfabrikation.

Der Motor wird aus seiner Holzkröte ausgepackt und zunächst einmal ausprobiert. Er muß zur Probe laufen. Denn alles hängt von ihm ab. Er ist die Seele des Flugzeuges. Auf festen Balken ist die Maschine in das Flugzeug mit langen gesicherten Schraubendollen eingesezt. Der Motor brüllt und rast. Er macht 1200 bis 1400 Touren, das heißt in jeder Sekunde beinahe 20 Umdrehungen. Ein gefesselter Titan, der nachher dem Flugzeug Leben und Bewegung geben muß. Alle Ventile und Vögel, alle Organe der Steuerung und Oelfschmierung werden nachgesehen, und von diesem Probelauf werden die Zahlen und Ergebnisse in einem Prüfungsprotokoll festgelegt. Dann ist der Motor mit den Apparaten im Führeritz anzuschließen.

Wir haben jetzt beim Einbauen der Maschine und Apparate in die Führer- und Beobachtersitze Gelegenheit, uns durch die unmittelbare Anschauung darüber zu orientieren, wie der Flieger von seinem Sitz aus die Maschine dirigiert. Hier wird Kammkunst getrieben. In der engen Kabine, in die sich der Pilot nachher hincinturnen muß, ist jede Ecke und jedes Plätzchen ausgenutzt. Unter seinem Sitz ist der Großbehälter angeordnet, der die Nahrung für den Motor herbeibringt. Der Sicherheit halber befindet sich noch ein zweiter kleinerer Behälter im Flugzeug, meist oben, im sogenannten Turm oder Mast des Flugzeuges untergebracht. Wenn aus irgend einem Grunde der Benzinzufuß vom Hauptbehälter versagt, soll der kleinere Behälter den Motor mit dem notwendigen Betriebsstoff versorgen können. Ein feindurchdrichtiges System von Leitungen, Schaltungen und Beobachtungseinrichtungen sichert dem Führer die Herrschaft über die Maschine.

Zunächst muß der Flieger wissen, wohin er fliegen will. Die Richtung gibt ihm der Kompass an, den er unmittelbar vor sich hat. Benzindruckanzeigen zeigen selbstständig den Benzinverbrauch an. Manometer den Benzindruck, Tourenzähler die Umdrehungsgeschwindigkeit des Motors, Barographen die jeweilige Steighöhe, in der er sich befindet.

Während wir den Arbeiter zusehen, wie sie den Führerstand einrichten, kommt uns zum Bewußtsein, wie feinnervig in seinem inneren Bau der Kriegsvogel organisiert ist, wie der Flugzeugführer tollkühnig und geistesgegenwärtig mit allen Sinnen die Maschine naher überwachen muß, und es ist kein Zufall, daß als Kriegsvogel nur Menschen mit unerschütterlichen Nerven Verwendung finden. Es gehören Menschen dazu, die mit konzentrierter Willenskraft, schnell in ihren Entschlüssen und Handlungen, die Maschinen zu meistern wissen.

Weder wir zu der nächsten Etappe in der Fertigstellung des Flugzeuges übergehen, hatten wir noch der Abfertigung der Malerei einen Besuch ab. In der Tapeziererei hat man die Holzgerippe mit Leinwand straff bespannt, und nun haben die Maler diese großen Segelflächen auf der Längsseite hochgestellt und streichen den Stoff von oben nach unten mit besonders imprägnierten Lackfarben. Das ist eine ungesunde Beschäftigung, weil die Farben und Lacke giftige Stoffe enthalten, die bei dem Auftragen auf die Leinwand verdunstet und als Gase die Lunge der Arbeiter angreifen. Man ist deshalb dazu übergegangen, in der Malerei Ventilationseinrichtungen einzubauen, die die Dämpfe ableiten.

Das Flugzeug im Rumpf und Maschineneinbau fertig. Es wird „aufmontiert“, Steuer- und Tragflächen werden ver-

spannt, nämlich eingehakt und dann durch Drahtseile und Spannklösser mit dem Rumpf verbunden. Auch das ist eine Inverläßlichkeitsarbeit. Denn die Drahtseile der Steuerflächen gehen zu den Lenkrädern oder Lenkpfosten im Führer- und Beobachtersitz. Von hier aus muß ja nachher die Maschine dirigiert und gesteuert werden. Ebenso hat die Winkelstellung der Tragflächen zum Rumpf an beiden Seiten sodgemäß zu erfolgen, denn von einer Konstruktionsgemäß richtigen Anbringung wird die Steigleistung sehr beeinflußt. Diese Spanndrähte mit ihren Spannklössern müssen sachgemäß halten, denn wenn hoch oben in den Lüften die Steuerung versagt oder die Tragflächen sich lösen, wird für den Flug der Aufstieg zu einem Sturzflug.

Nachdem alle diese Arbeiten ausgeführt sind, kommt das letzte Stadium: die Abnahme. Es gilt, die fertige Maschine durch die letzte Prüfung der Militärbehörde passieren zu lassen. Auch hier sind natürlich strenge Bestimmungen maßgebend.

Von dem Flugzeug ist eine Probeleistung abzugeben. Nach dem Einbau aller notwendigen Hilfsmittel und Apparate soll die Maschine das vorgeschriebene Gewicht an Brennstoff, Waffen (Maschinengewehr, Bomben), den Führer und Beobachter von normal bestimmtem Körpergewicht tragen und in einer genau festgelegten Zeit von Minuten und Sekunden eine verlangte Steighöhe erreichen. Eine gesunde und gedrückte Arbeitergruppe unter Leitung eines Monteurs trifft die Vorbereitungen dieser Abnahme. Noch einmal wird die Maschine nachgesehen, die Benzintanks werden gefüllt, der Bootsräum mit Säden und Meistücken vorsichtsmäßig belastet.

Am Morgen des Abnahmetages erscheint die Maschine am Start. Die Soldaten der Abnahmekommission kontrollieren die Gewichte und die Gewichtverteilung. Der Motor wird angelassen. Der Abnahmeplot, von der Firma selbst gestellt, setzt sich in die Kabine, ein paar Anweisungen und die Maschine steigt empor.

Der Abnahmepilot selbst braucht sich um das Flugzeug nun nicht mehr zu kümmern. Für die Kontrolle der vorgeschriebenen Bedingungen in den Steigleistungen sorgen empfindliche Apparate, die den Abnahmeploten unerbittlich und gewissenhaft beobachten. An den beiden Seiten des Rumpfes, an den Tragflächen, für den Piloten selbst unerreichbar, sind Barographen unter Verschluss aufgehängt worden. Das sind Mechanismen, die Zeit und Steighöhe anzeigen und aufschreiben. Verbindung von Zeitzuhr und Barometer.

Kommt der Pilot nun herunter mit einem Barogramm, dessen Steigzeiten und Steighöhen den Bedingungen genügt haben, so gilt die Maschine als abgenommen. Nach erfolgter Abnahme wird ein Prüfungsprotokoll aufgestellt. Nachdem die Militärbehörde selbst durch abkommandierte Fachsoldaten den Einbau des Maschinengewehrs hat überwachen und die Waffen einschließen lassen, und nachdem auch noch die Funktelegraphenapparate eingebaut sind, wird die Maschine dem Bestimmungsort zugeführt. Vielleicht schon nach einigen Tagen schwebt der Kriegsvogel drohen irgendwo an den Fronten in der Luft, indem er auf Erkundungsfahrten vorstößt oder mit seinen Fliegerbomben einen feindlichen Ort heimsucht. (z)

Berliner Sezession.

In der am Sonnabend eröffneten Ausstellung (Kurfürstendam 222) sind Zeichnungen, Aquarelle, Holzschnitze und Radierungen zu sehen. Zu viel, und durch ein einmaliges Anschauen einen geklärten Eindruck zu vermitteln; zu wenig, um die Annahme zu widerlegen, daß Zeiten hochgespannter Erregung und schwerer Sorge den Künstlern nicht günstig sind.

Ohne Zweifel gibt es hier eine ganze Reihe vortrefflicher Bilder; sie wurde aber zerstreut: wahllos hängt Gutes neben Unbedeutendem. Das ist falsche Regie. Wir stehen in einem Laden für mancherlei, aber nicht in einer Ausstellung, hinter der wir trotz der notwendigen Organisation eine bestimmte Persönlichkeit, wenn auch kein Programm, so doch ein geklärtes Wesen erwarten. Es ist für halbwegs erzogene Augen (schlechthin untraglich, diese dicht bestellten Bände gesehend anzuschauen).

Grundsätzlich ist ferner festzustellen, daß Geschicklichkeit und kunstgeschichtliches Wissen noch längst keine Kunst sind. Kunst muß und regendwie erzeugen, muß ein fähiges, muß und lassen, weinen, lachen, fliegen machen. Ich habe nichts Derartiges an mir feststellen können. Das Niveau all dieser vielen Arbeiten ist gewiß sehr ansächtig; aber es fehlen die Stöße mit Härten und Klauen. Vielleicht erklärt sich solch Unbefriedigtheit aber auch aus einem Mangel an Empfänglichkeit des Betrachters; auch auf ihn wirkt die bewegte Gegenwart störend und abstumpfend ein. Die Kunst hat eben keine gute Zeit, wenn die Waffen lärmen.

Eine sehr schöne Sammlung von alten Buchminiaturen ist zu sehen. Leider sind die meisten Stücke gefühllos aus dem Zusammenhang der Seite, der sie einst angehört, herausgeschnitten. Wäde Händler aus einer Zeit, die das Harmonische des Zusammenhangs

— Wollt Ihr, — sage ich, — so gehe ich mit dem Kwah sogar nachts auf die Straße.

Alle drei lachen über meinen Mut, Mamas Augen werden aber naß. Das ist schon ihr Prinzip: sie muß immer weinen. Ich möchte gerne wissen, ob alle Mütter so viel weinen wie meine Mutter.

IV.

Unser Geschäft geht wie geschmiert. Die Tage werden immer heißer, die Menschen wissen nicht, wo sie vor der Hitze hin sollen. Die Kinder sterben wie die Fliegen. Ohne Kwah könnte man erstickt. Ich komme zehnmal täglich nach Hause, um neuen Kwah zu holen. Elias bemerkt, daß der Kwah bald zu Ende geht und es fällt ihm ein, ein paar Eimer Wasser in das Faß zu gießen. Ich muß Euch sagen, daß ich mit eigenem Verstand schon viel früher darauf gekommen bin. Fast täglich gehe ich zu unserer Nachbarin Pekja und traktiere dort alle mit dem Kwah unserer Fabrikation. Ich biete Pekja ein Gläschen an, ihrem Mann Mojscha zwei — er ist doch ein so prächtiger Mensch! — allen ihren Kindern — zehn an der Zahl — je ein Glas, sie sollen auch wissen, was für ein feines Getränk wir brauen. Dann muß ich noch den alten blinden Onkel bewirten, er tut einem so leid, der unglückliche Mann. Um nun den Verlust wieder zu ersetzen, fülle ich meine Kanne mit Wasser voll: an Stelle eines verschonten Glases Kwah gieße ich in die Kanne zwei Glas Wasser. Jetzt machen zu Hause alle ebenso, und unser Faß bleibt immoer voll. Nicht ein Tropfen geht verloren und wir verdienen sehr gut.

Mama bezahlt allmählich die alten Schulden, sie hat die notwendigsten Sachen vom Leihhaus zurückgeholt, im Hause gibt es wieder einen Tisch und eine Bank, an den Sonnabendessen essen wir Weißbrot, Fleisch und Fisch. Mir hat man sogar ein paar Stiefel versprochen, nein wirklich — wem geht es besser als mir?

V.

Wer hätte gedacht, daß unser Kwah plötzlich seinen ganzen Wert verlieren würde? Ein Glück noch, daß wir nicht ins Gefängnis kamen.

Ich war eines Tages wieder bei der Nachbarin Pekja und bewirtete dort alle, ohne mich selbst zu vergessen. Es fehlten mir nach meiner Berechnung so dreizehn, vierzehn Glas Kwah, ich ging in die Küche, wo sie das Wasser holten, doch

anstatt an das Wasserglas kam ich an das Kwahglas. Ich gieße an die zwanzig Glas in meine Kanne und gehe, ein neues Liedchen singend, auf die Straße.

Ein Jude hält mich an, zählt eine Kopeke und bittet um ein Glas Kwah. Er trinkt und krümmt sich:

— Junge, was hast Du da für ein Getränk?

Ich kümmer mich wenig um ihn, schon stehen zwei andere Käufer da und warten auf ihre Portion. Der eine schlucke ein halbes Glas hinunter, der andere nur ein Drittel: sie zahlen, spucken aus und gehen. Ein anderer bringt das Glas an seine Nase, probiert das Getränk und sagt, es sinke nach Seite und habe einen salzigen Beigeschmack. Der folgende sieht ins Glas hinein, riecht daran und gibt es mir zurück:

— Was hast Du da?

— Kwah.

— Das ist kein Kwah, das ist Schweinsbrühe!

Es kommt ein neuer Käufer. Dieser kostet den Kwah und gießt mir das ganze Glas auf den Kopf. Alle schreien nun, erheben sich, suchten mit den Händen. Ein Schuttmann sieht die Menge, kommt näher und fragt, was los ist. Man erzählt ihm. Er kommt auf mich zu, guckt in die Kanne und befiehlt mir, ihm ein Glas einzuschenken. Er trinkt ein wenig, spuckt aus und fährt mich an:

— Wo hast du das Spillisch her?

— Er wird nach dem Buche gemacht, sage ich, mein Bruder macht den Kwah, selbst braut er ihn.

— Wer ist dein Bruder?

— Elias.

— Was für ein Elias?

— Sprich nicht von deinem Bruder, du Dummkopf! — sagen gleichzeitig mehrere Juden auf jüdisch. Es entsteht ein großer Lärm, mit jeder Minute kommen mehr Menschen hinzu. Der Schuttmann hält mich an der Hand und will mich ins Polizeirevier führen.

— Schade um den armen Jungen! Er ist eine Waise! — höre ich von allen Seiten und mein Herz ahnt, daß die Sache ein schlechtes Ende nimmt. Ich sehe die Menge an: — Habt Mitleid, Ihr Juden! . . .

Man will schon dem Schuttmann was in die Hand drücken, er nimmt aber nichts an. Plötzlich wendet sich ein alter Jude mit listigen Augen an mich:

— Du, kleiner, reiß mal die Hand los und zeig' deine Frrjen!

von Schrift und Bildornament noch nicht wieder erkannt hatte, haben um des Profits willen ihre barbarische Ehre das vorhandene Material verdoppeln und verdreifachen lassen. Ueber diese Miniaturen, deren Einwirkung auf die Sehnsucht einiger lebender Künstler nicht zu verkennen ist, wird bei einer eingehenderen Betrachtung jedenfalls mehr zu sagen sein als über die meisten der anderen Plätter, die gestern und vorgestern entstanden sind.

R. Br.

Vollsbühne: „Elga“.

Griffparzer, der Schicksalsdichter, gestaltete „nach einer als wahr überlieferten Begebenheit“ die Erzählung „Das Kloster bei Gendarmir“. Von der um sie wie ein Schleiher gebreiteten unheimlichen Romantik mochte Gerhart Hauptmann zunächst angezogen worden sein. Die Grundmotive, die psychologischen „Drehpunkte“ sozusagen, entnahm er der Novelle. Das ist richtig. Trotzdem ist kein „Elga“-Drama etwas ganz anderes. Ihn reizte lediglich das dort gegebene „dreieckige Verhältnis“. Dies a r b e i t e t e heraus, mit allen Feinheiten eines modernen Dichterspsychologen und unterschiedenen Naturalisten. Viel mehr als eine Studie in Bildern lautet „Elga“ freilich nicht an. Aber unbestreitbar dramatisch ist sie, mag auch dieser Hauptmannsche Weibstypus eher aufreizend brutal als anreizend sein und wenig Teilnahme aufkommen lassen. Damit ist dann aber ein dankbarer Vorwurf moderner Charakterdarstellung auf der Bühne geschaffen.

Nirgendso zeigt sich dies eindringlicher, als bei Reinhardt und den Seinen. Was die Regie Ferdinand Gregori angeht, so wird man sich vielleicht nicht ganz mit dem starren naturalistischen Prinzip der dekorativen Ausstattung befremden. Manches, wie etwa die Gemälder der ersten Szenen, verträge lebendigere Farben. Man sähe auch gern die Frühlingsbläue da draußen durch Tür und Fenster hereinwohen — anstatt bloß davon des Täters Worte zu hören. Anderes hinwiederum — beispielsweise die Schlafkammer im Turm — könnte deutlicher sein. Und der Zuschauerraum sollte während der Verwandlungen weniger in ägyptische Finsternis getaucht sein. Um so padender war der Eindruck vom Spiel. Nicht alle Rollen mochten befriedigen. Dahin rechne ich die etwas handbode Darstellung der Mutter des Grafen; ihr fehlte die Vornehmheit und Bestimmtheit einer wirklichen Witwe. Den Verwalter gab Gregori zu unterwürftig. Gut, zum Teil vortrefflich, zumal in den Szenen, die den Jubel seines Eheglücks künden war Emil Jannings als Graf Starschenki. Vollends wühlte Maria Hein den Erfolg des ganzen Abends auf ihre „Elga“ zu bereinigen. Nicht immer ist ihre Geste und Bewegung von Effektsüchtigkeit frei. Aber diesen Weibstypus: Vampire, Nest voller Schlangen, Hebestolle Leidenschaftlichkeit, hochschwebendes Spiel mit Gefahren, alles in einer Kreatur — befreit sie mit ungebändelter, freier auch zuweilen allzu naturalistischer, daher weniger künstlerisch gegülter Gedärde und Kraft. Das Elementare in ihr reicht mit; das Sprunghafte der Plutwelle und Seelenerregung nicht minder. Ob der Zuschauer manchmal ein wenig ruhigerer Momente bedürfte, ist natürlich eine besondere Frage. Was jedoch im allgemeinen an der Gesamtanlage des Dramas auffiel, war: daß die polnische Wesenheit so echt als sicher getroffen und festgehalten wurde.

Notizen.

— Chr. Morgensterns von tiefem Belästmetz erfülltes Gedicht ist der Sammlung „Kalanholie“ (Verlag Bruno Cassirer) entnommen.

— Vorträge. In der Tropen-Sternwarte spricht Dr. Archenholz über Mars, seine Kanäle und Eisfelder“ am 15. Mai, abends 7 Uhr. Am Mittwoch, 16. Mai, 8 Uhr, spricht Dr. Darmstadter über „Americas Entzweiung in den Weltkrieg“. Mit dem großen Fernrohr werden am Tage Sonnenfleck, abends Saturn beobachtet. — In der Urania gelangt diese Woche abendlichen, auch am Himmelfahrtstage, der mit farbigen Bildern und Wandbilderpanoramen ausgestattete Vortrag „Der Bierwäldhüter See und der Gottard“ zur Darbietung.

— Ein Vorläufer zur Theaterreform wird von einem Bühnenverlag der Öffentlichkeit unterbreitet: neue Bühnenwerke sollen anonym eingereicht und auch bei der ersten Aufführung anonym bleiben.

— Der schlagfertige de Wet. Der unbersöhnliche Vurengeneral de Wet sieht befremdlich als Rebell unter strenger Polizeilicher Kontrolle. Keulich köpft er in einem Kaffeehaus zu Prätorien inmitten einer großen Schar von Freunden, mit denen er sich munter unterhält. Plötzlich köpft ihm ein englischer Geheimpolizist auf die Schulter und sagt laut: „General, denken Sie daran, daß Sie keiner Versammlung beizuwohnen dürfen!“ Der alte Freiheitskämpfer lachte höflich und erwiderte: „Sagen Sie mal, was kann ich denn dafür, daß die Versammlung mir beizuwohnt?“

— Die Grabkammer Mirbeaus. Auf dem Grabe des freigeitigen französischen Schriftstellers Octave Mirbeaus wurde folgende Aufschrift (aus seinen eigenen Worten) angebracht: „Gasse niemanden, nicht einmal den Bösen. Vellage ihn, denn er wird niemals den einzigen Genuß kennen, der den Trost des Lebens bildet: Wohlum.“

Ich reiße meine Hand schnell heraus und laufe im vollen Galopp direkt nach Hause. Halb tot, halb lebendig stürze ich ins Zimmer.

— Wo ist die Kanne? — fragt Elias.

— Auf der Polizei. — antwornte ich mit großer Mühe und werfe mich in Mamas Schoß.

VI.

Bin ich aber ein dummer Ker! Ich dachte, man wird mich auffhängen, weil ich schlechten Kwah verkaufe. Nichts dergleichen ist geschehn, umsonst habe ich die Angst gehabt.

— Verkaufst doch Zente Tag anstatt Gänsefchmalz, und der Schlächter Gedalfe hat ein ganzes Jahr lang die Bevölkerung mit verdorbenem Fleisch gepeist, ohne daß ihnen was passiert wäre! — tröstet die Nachbarin Pekja meine Mutter.

Eine sonderbare Frau ist meine Mutter: alles betrübt sie! Mein Bruder Elias ist in dieser Beziehung viel besser, er macht sich nichts aus diesem Mißerfolg. Hat er doch das Buch, das er bereits auswendig kennt, und darin gibt es noch so viele Recepte! Jetzt will er Tinte fabrizieren.

Geschlossenen Auges laß mich gehn,
mein Schicksal,
bis der Tag vorüber,
der früh und früber
sich umzieht.
Nicht seh'n,
nicht hören!
Wie die Maske sieht
aus leeren Eöhern
und den Wogenshall
die Muschel fängt,
nur so noch laß mein Leben sein,
indes
die Seele tief in Schlummer liegen mag,
bis sie ein besser Tag
zu neuem Blühen
drängt.

Die neue Rückenlinie

Mit geringen Mitteln — durch das einfache Höhersetzen des Gürtels — ist eine vollkommen neue Linie entstanden. Sie begünstigt die moderne lose Form außerordentlich, und gewährleistet ein flottes, jugendliches Aussehen.



Vornehmes Jackett
aus guter Mohair-Ware mit hübschem breitem Schallragen. Gute Verarbeitung. Mit Daillseite gefüttert.

165.—

Der so beliebte **lange Mantel**
aus schöner imprägnierter selbstartiger Ware. Außerordentlich feilsam und praktisch

69.75

$\frac{3}{4}$ langer Mantel
aus dauerhafter, schön grau gefärbter Fantasieware. Vorne hoch geschlossen mit breitem Kragen und abnehmbarem Gürt.

69.—



Rönigstr. 33
Im Hofhof

Chausseestr. 113
Beim Cichner Bohlen

Conting geschlossen.

Direktion Max Reinhardt.
Deutsches Theater.
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Der Geizige.**
Montag: **Der Geizige.**
Kammerspiele.
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Fasching.**
Montag: **Fasching.**
Volksbühne. Theat. a. Bülowplatz.
8: **Elga.**
Nachm. 3 (kl. Pr.): **Die Ratten.**
Montag: **Elga.**

Theater i. d. Königgrätzerstr.
Dir. C. Meinhard — R. Bernauer.
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Arthur Schnitzler-Abend.**
Nachm. 3 Uhr: **Kameraden.**

Komödienhaus
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Die verlorene Tochter.**
Nachm. 3 Uhr: **Der 7. Tag.**

Berliner Theater
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Die tolle Komtesse.**
3 Uhr: **Auf Flügeln des Gesanges.**

Theater für Sonntag, den 13. Mai.

Deutsches Opernhaus
7 Uhr: **Tannhäuser.**

Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.
Arbeiter-Vorstellung:
3 Uhr: **Der Waffenschmied.**
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Dreimäderlhaus.**

Geb. Herrfeld-Theater.
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Ehe-Urlaub.**

Kleines Theater
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Hans im Schnakenloch.**

Komische Oper
7 Uhr: **Die Dose Sr. Majestät.**
20 Min.:

Lustspielhaus
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Die blonden Mädels vom Lindenhof.**
8 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Das Glücksmädel.**

Neues Operettenhaus
Schiffbd. 4a. Kassental. Nord. 281.
3 Uhr: **Der Vogelhändler.**
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Der Soldat der Marie.**

URANIA Tandenstr. 48/49.
Sonntag 4 Uhr (halbe Preise):
Der Balkanzug und die befreite Donau.
Sonntag 8 Uhr:
Der Vierwaldstätter See und der Gotthard.
Montag 1 Uhr:
Der Vierwaldstätter See u. d. Gotthard.

Rose-Theater.
3 Uhr: **Der Alerwelts-Better.**
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Das Findelkind.**

Verband der Freien Volksh Bühnen
Sonntag, den 13. Mai.
Nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr:
Deutsches Opernhaus: Boccaccio.
Leipzig-Theater: Charlotte Stieglitz.
Nachmittags 3 Uhr:
Volksbühne, Theater am Bülowplatz: Die Ratten.
Schiller-Theater O: Johannisfeuer.
Schiller-Theater Charlottenburg: Kater Lampe.
Deutsches Künstler-Theater: Die beiden Ringelberg.

Lessing-Theater.
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Madame Legros.**
3 Uhr: **Charlotte Stieglitz.**
Montag: **Liebe.**

Deutsch. Künstler-Theater.
Allabendlich 7 $\frac{1}{2}$ Uhr:
Der Kammerjäger.
Comtesse Mizzi. 1. Klasse.

Metropol-Theater
7 Uhr: **Die Czardasfürstin.**
80 Min.:

Residenz-Theater
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Die Steiner-Mädels**

Schiller-Theater O
3 Uhr: **Johannisfeuer.**
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Hinter Mauern.**

Schiller-Th. Charlottenb.
3 Uhr: **Kater Lampe.**
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Robert und Bertram.**

Thalia-Theater
7 Uhr: **Das Vagabundenmädel.**
25 Min.:

Theater am Nollendorfspl.
3 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Blaue Jungens.**
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Die Gulaschkanone.**

Theater des Westens
3 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Die Ehre.**
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Stolze Thea.**

Trianon-Theater
4 $\frac{1}{2}$ u. 8 Uhr:
Hochzeitreise. Gläubiger

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
Cabaret
„Feldgrau“
Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

NATIONAL-THEATER.
Röpenider Str. 69. Tägl. 7 $\frac{1}{2}$
Heiratsfieber.
Vollst. mit Gesang u. Tanz in 3 Akt.
Musik von Walter Bromme.
Neue Ausstattung! Neue Balletts!
Vorverkauf ab 10—2 u. ab 6 Uhr abdo.
Sonntag 3 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Spandenerdie.**

Viktoria-Theater
Kottbuser Str. 6—7
Täglich:
Unt. pers. Leit. v. Rich. Oswald
Der große Kulturfilm

Es werde Licht

5 Akte von Rich. Oswald
und Lulu Pick.
Mit Unterstützung der
Deutschen Gesellschaft
zur Bekämpfung der Ge-
schlechtskrankheiten.
Regie: Rich. Oswald.
Hauptrolle: Bernd Aldor.
Vorh.: D. vollst. neu, glanz.
Spezialitäten-Prgr.
Sonntag 3 $\frac{1}{2}$, 5 $\frac{1}{2}$ u. 8 Uhr.

Casino-Theater
Lehringer Str. 37. Tägl. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Das neue Wat-Prgr.**
Hervorragende Spezialitäten.
8 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Stürmischer Wellen.**
Großer Feiertagsbesuch
Wenn's Mailüfterl weht.
Sonntag 4 Uhr: **'ne gute Idee.**

Palast
Heute
2 Vorstellungen 2
8 $\frac{1}{2}$ Nachm. jed. Erwachs. 7 $\frac{1}{2}$
9 $\frac{1}{2}$ 1 Kind frei.
In beiden Vorstellungen:
Gastspiel der
Schlierseer
mit Xaver Terofal.
8 $\frac{1}{2}$: **Almenrausch und Edelweiss.**
7 $\frac{1}{2}$: **Der Amerika-Seppl.**
Montag 7 $\frac{1}{2}$:
Der Herrgottschnittser.

Walhalla-Theater.
3 Uhr: **Das Glücksmädel.**
7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Der fidele Bauer.**

Circus Busch
Sonntag 2 Vorstellungen
Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ Uhr, abdo. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Nachm. 1 Kind frei!
Weitere Kinder halbe Preise.
In beiden Vorstellungen:
Das reichhaltige
Mai-Programm.
Zum Schluß:
Riesen-Pracht-Wasser-Pantomime
Die versunkene Stadt

MOZART SAAL
Nollendorfsplatz 5.

Henny Porten
in
Christa Hartungen.
Beginn: 3 Uhr.

Volgt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Heute nachm. 3 Uhr:
Der Hüttenbesitzer.
Abends 7 Uhr:
Das rote Schloß.

Admiralspalast.
Heute 2 Vorstell., 4 u. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Abrakadabra
Großes phantastisches Ballett
auf dem Eis.
Nachm. kl. Pr. Vorzügl. Küche.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W 9

Sieben erschien
Das fünfte Tausend von
Vierzig Jahre
aus dem
Leben eines Toten
Die Abenteuer, Liebschaften und Erlebnisse
eines napoleonischen Offiziers.

Herausgegeben und bearbeitet von
Ulrich Kaufcher
3 Bände. Geh. 9 M., geb. 12 M., Luxus-Einband 18 M.
Dies ist eines der unterhaltendsten,
spannendsten, fesselndsten, in seiner
Art bedeutendsten Memoirenwerke,
das mir je vor Augen gekommen ist.
(Alfred Bock im Feuilleton des „Stuttgarter Tageblatt“)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

WANDER THEATRE
Gastspiel
Rudolf Nelson
Käte Erholz
Trude Troll
Kurt Fuß
Erna Alberti — Trude Dusecann
sowie die
12 Spezialitäten 12
des
Mai-Spielplans.

Spolito
FRIEDRICHSTR. AN DER HOCHST.
Allabendlich 7 $\frac{1}{2}$ Uhr:
Das vielseitige
Variété-Programm!
Die Kasse ist ab 10 Uhr geöffnet

Verlen der Musik.
Blattalbum (184 S.), enth. 46 Ope-
rettenklänge, Länze, Märche, Lieder,
die einzeln 75.00 kosten, 99, 8.75.
Nachh. fr. L. Schwarz & Co.,
Berlin 15. Dresdenstr. 50.

Voranzeige!
Eröffnung
der **Abtei**, Insel-
Restaurant,
Treptow
Hoffmann Retschlag
Donnerstag, den 17. Mai cr. (Himmelfahrt).